

Brentano; er hat in ganzen historischen Epochen seinen Ausdruck gefunden. Er wird mit ‚Gotik und Renaissance‘, wie mir scheint, bezeichnender und gerechter formuliert als, wie es sonst geschieht, mit ‚Klassik und Romantik‘. Denn mit der letzten Unterscheidung wird schon historisch die Sache umgekehrt und das Klassische als das Ursprüngliche und Gesunde, das Romantische als das Willkürliche, Kranke, als Verfall hingestellt; während es in Wirklichkeit so gewesen ist, daß es im Mittelalter eine uns Deutschen naturgemäße Form gab, die dann durch die Renaissance verdrängt ward und erst später von einigen der sog. Romantiker wiedergefunden und belebt wurde.“ Die Poesie der Renaissance, so führt er in der Hauptsache weiter aus, schafft für das Auge und entnimmt ihr Prinzip der bildenden Kunst: sie schildert, beschreibt, vergleicht, schmückt aus. Die Gotik oder Romantik dagegen bannt den Inhalt ins Sinnliche des Wortes, sie wendet sich an das Ohr und erzeugt daher ähnlich wie die Musik das sinnliche Phantasiebild. Brentano, der nach Nietzsches Ausdruck von allen deutschen Dichtern am meisten Musik im Leibe hatte, „ist der Beweis, daß auch in der modernen Zeit das Epos in einem ursprünglichen Sinne gedeihen kann, daß das Anknüpfen an die naiven Formen der alten Kunst nicht reaktionär und unfruchtbar sein muß“. In der Lyrik hat sich bekanntlich auch Goethe bis zu einem gewissen Grade der naiven Kunst des sangbaren Volksliedes genähert. Aber Brentano geht viel weiter: er hat das musikalische Prinzip fast auf alle Gebiete der Dichtkunst übertragen und besonders in der Epik mit höchster Meisterschaft zur Geltung gebracht. „In der Dichtung“, so urteilt daher Benz abschließend, „ist seit dem Mittelalter der reine Typus des Künstlers fern von aller Spekulation und Wissenschaft wohl in keinem so sehr verkörpert gewesen wie in Brentano, dem Märchendichter. Er hatte die Naivität, die nur der allergrößte Reichtum verleiht: er hielt von seinen Märchen theoretisch nicht viel, weil sie ihm nicht schwer fielen; er schätzte das höher, was er in der Art anderer bewusster Kunstdichter erarbeitet hatte, seine Dramen, seine Romanzen. Bei seinen Märchen setzte er sich nicht hin, um zu dichten: er strömte das Hohe aus, ohne es zu wissen und zu wollen.“

Mlois Stockmann S. J.

Marte Schlichtegroll, Roman. Von Karl Linzen. 8° (667) Rempten 1915, Bösel. M 5.—; geb. M 6.—

Als vor sechs Jahren Dr iur. Karl Linzen seine Erstlingsbücher „Der Treubecher“ und „Um die sechste Stunde“ bei Benziger (Einsiedeln) veröffentlichte, wurde er als „ein eigenartiges Talent, von dem wir noch manches, und zwar recht Tüchtiges zu erwarten haben“, gekennzeichnet und die „kunstvolle Form“ ganz besonders hervorgehoben. Die hoffnungsvolle Voraussage erfüllte sich nicht allzugleich und stürmisch. Erst vier Jahre darauf begann der so erwartungsvoll Geschilderte einen größeren Roman in der Zeitschrift „Hochland“ unter dem Titel „Marte Schlichtegroll“, der aber vor seinem Abschluß abgebrochen werden mußte, „weil sich der Verfasser, der infolge einer Operation krank lag, nicht entschließen

konnte, die der letzten Durcharbeitung entbehrenden Schlußkapitel jetzt schon der Öffentlichkeit zu übergeben". Nunmehr, nach zwei vollen Jahren, erscheint der Roman abgeschlossen in Buchform, und so kann man ihn, statt tropfenweise daran zu nippen, in vollen Zügen genießen. Es ist in der Tat ein würziger Trank der edelsten Art, wie Kenner und Feinschmecker ihn wünschen und würdigen, oder um in der Kunstsprache unseres Faches zu reden, es ist neu auslebende Romantik, nicht unwert, mit Eichendorff und Novalis zusammengestellt zu werden. Aber vielleicht läßt sich das lebende Geschlecht nicht gern als Nachfolger bezeichnen, es liebt es vielmehr, sich der neu geschaffenen Heimat- und Höhenkunst zu rühmen. Nun, dann hat Linzen die beiden bis zu einer hohen Vollendung vereinigt.

Diese Marie Schlichtegroll ist ja, nach des Dichters eigener Erklärung, „im Grunde nichts anderes als die Verkörperung seiner nebelgrauen, von Gesichten und Ahnungen beschwerten nordischen Küstenheimat — ein fabelhaftes Menschenwesen, das er aus toten Dingen: aus Bäumen, Brunnentiefen, Hauswinkeln, alten Möbeln und Särgen heraus erfunden und mit einem gespenstigen Leben erfüllt hat“. Und in diesem „sonderbaren Märchen“ spielt der Schiffsdoktor Olaf Haddenbrook, der die Geschichte seiner Jugend einer auf der romantischen Meerfahrt kennen und lieben gelernten Donna Leocadia Cardoza erzählt, am Ende nur die Rolle des Märchenprinzen, der nach langer Irrfahrt die Heimat mit der Braut wiederfindet, „seine Heimat, die jeder Mensch hochhalten muß, auch wenn — ja wenn sie arm, eng, dunkel und sonderbar wäre“; „denn heilig ist die Heimat, heilig das Kindesland, in dessen Erdreich unser Wesen und Sinn — allen späteren Schicksalen zum Troste — mit hundert feinen, aber starken Lebensfäden verwurzelt bleibt“. Und als der glückliche Prinz nach der Heimkehr alles wider Erwarten so verändert findet und wieder gehen wollte, da „war es der Dämon der Heimat, der ihn nicht gelassen hat. Der Baum seiner Kindheit rauschte aus den Tiefen der versunkenen Jahre auf, er streckte klammernd, ihn zu halten, alle Zweige empor“. „In der oberen Türfüllung des eichenen Haustores seines Heims stand der Spruch zu lesen:

„Ost und West —
Zu Haus am best!“

Kurz nacherzählen läßt sich das wunderbar gesponnene Märchen nicht. Der Roman ist nämlich, wie der Herausgeber des „Hochland“ schon von dem damals mitgeteilten „Torso“ urteilt, „mustergültig umsichtig und planvoll angelegt und bis in die Einzelheiten hinein durchgeführt, so zwar, daß wie selten in einem neuen Roman die Kunst der Motivierung sich sogar bis in die Stimmungseinzelheiten hinein erstreckt“. Der ganz ungewöhnliche Vorzug einer „bis in jede Einzelheit hinein sorgfältig motivierenden Ausgestaltung“ tritt nunmehr nach Abschluß des Ganzen in noch viel glänzenderem Lichte hervor. Der Weimarer Altmeister wird wegen der Kunst der „Verzahnung“ besonders gerühmt; hier hat ein Schüler dem Lehrer mit mehr als alltäglichem Erfolge nachgestrebt.

Die Gestalten des Buches gehören den verschiedensten Ländern an und bewegen sich in den entgegengesetztesten Anschauungen und Bestrebungen, aber alle sind mit der gleichen sichern kleinmalerischen Kunst gezeichnet. Besonders greifbar erscheint diese Kunst in der Schilderung der „Schiffsgesellschaft“, die der Dichter selbst ein „Kaleidoskop“ nennt, und in der Entwicklung der „ozeanischen Akademie“, in der alle möglichen Zweige der Wissenschaft und Kunst behandelt werden, und zwar mit staunenswerter Sicherheit.

Von den welterschütternden Ereignissen des großen Krieges findet sich in dem Roman keine Andeutung; Inhalt und Entstehungszeit schließen jeden Gedanken daran aus. Überhaupt verwertet der Dichter keines der sog. Zugmittel für die Romanmache; ihm gilt nur die Kunst. Und so dürfte man unter ruhigen Zeitverhältnissen das Buch Linzens als ein Probiermittel für den Geschmack der heutigen Romanlesewelt gelten lassen. Aber auch jetzt, da der Krieg mit seiner Erregung der Geister in allen Schichten der Gesellschaft mehr oder weniger das ganze Schrifttum und seine Leser beherrscht, wird sich „Marte Schlichtegroll“ zum mindesten eine kleine stille Gemeinde gründen und dem Dichter die Freude gewinnen, den Besten seiner Zeit genug getan zu haben.

Nikolaus Scheib S. J.